GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Zur Operationalisierung von Geschlecht im Fragebogen: Probleme und Lösungsansätze aus Sicht von Mess-, Umfrage-, Gender- und Queer-Theorie

Döring, Nicola

2013

https://doi.org/10.25595/2611

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Döring, Nicola: *Zur Operationalisierung von Geschlecht im Fragebogen: Probleme und Lösungsansätze aus Sicht von Mess-, Umfrage-, Gender- und Queer-Theorie*, in: Gender : Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, Jg. 5 (2013) Nr: 2, 94–113. DOI: https://doi.org/10.25595/2611.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Nicola Döring

Zur Operationalisierung von Geschlecht im Fragebogen: Probleme und Lösungsansätze aus Sicht von Mess-, Umfrage-, Gender- und Queer-Theorie[1]

Zusammenfassung

Es existiert kaum ein Forschungsfragebogen in den Sozialwissenschaften, in dem nicht routinemäßig auch das Geschlecht abgefragt wird. Die entsprechende Frage samt Antwortalternativen scheint aus Sicht der Umfragepraxis simpel: Man lässt die Befragten einfach „männlich" oder „weiblich" ankreuzen. Der vorliegende Beitrag problematisiert diese Erfassung von Geschlecht in Forschungsfragebögen. Es werden unterschiedliche Operationalisierungsformen (Einzel-Items und psychometrische Skalen) vorgestellt und aus Sicht der Gender- und Queer-Theorie, aber auch der Mess- und Umfragetheorie sowie der Forschungsethik kritisch hinsichtlich ihrer Vor- und Nachteile diskutiert. Der Beitrag will dazu anregen, a) Geschlecht reflektierter zu operationalisieren, b) verschiedene Operationalisierungsformen in zukünftigen Methodenstudien zu prüfen und c) die Operationalisierungsprobleme beim Konstrukt „Geschlecht" im Rahmen der Methodenlehre ausdrücklich zu behandeln.

Schlüsselwörter
Fragebogen, Geschlecht, Operationalisierung, Gender-Theorie, Queer-Theorie, Messtheorie

Summary

On the operationalization of sex and gender in research questionnaires: Problems and solutions from the perspective of measurement, survey, gender and queer theory

There is hardly a research questionnaire in the social sciences that does not ask respondents to indicate their sex or gender. The question plus its possible answers appears simple: respondents only need to check "male" or "female". This article questions these routine sex/gender items in surveys. Different ways of operationalizing sex and gender (single item measures as well as psychometric scales) are presented and discussed from the point of view of gender and queer theory, measurement and survey theory, as well as research ethics. The article aims to inspire a) a more reflected operationalization of sex and gender, b) methodological studies on the characteristics of different types of sex/gender operationalizations, and c) a more thorough discussion of problems concerning sex/gender operationalizations in social science research teaching.

Keywords
questionnaire, gender, operationalization, gender theory, queer theory, measurement theory

1 Einführung

Kein Fragebogen ohne Geschlechtsabfrage – das ist die Forschungsrealität in den Sozialwissenschaften. Dabei wird Geschlecht meist als dichotome Variable erhoben, indem man die Befragten ankreuzen lässt, ob sie „männlich" oder „weiblich" sind. Der vorliegende

1 Der Beitrag entstand im Rahmen des Thüringer Verbundprojektes GeniaL „Gender in der akademischen Lehre an Thüringer Hochschulen", gefördert vom Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur (TMBWK).

Beitrag diskutiert diese etablierte Operationalisierung von Geschlecht aus methodischen (Messtheorie, Umfragetheorie) sowie aus inhaltlichen Blickwinkeln (Gender-Theorie und Queer-Theorie) und nicht zuletzt aus Sicht der Forschungsethik. Die klassische Operationalisierung von Geschlecht erweist sich dabei als problematisch, wenn nicht gänzlich unbrauchbar. Mögliche Alternativen werden vorgestellt und in ihren Vor- und Nachteilen abgewogen. Der Beitrag endet mit Empfehlungen für einen reflektierten Umgang mit der Operationalisierung von Geschlecht in der Forschungspraxis sowie der Methodenlehre.

2 Wozu wird Geschlecht in der empirischen Sozialforschung erhoben?

Die routinemäßige Erhebung von Geschlecht in der quantitativen wie qualitativen Sozialforschung verfolgt vor allem vier Zielsetzungen:

a) *Geschlecht als soziodemografische Variable zur Stichprobenbeschreibung*: Zusammen mit anderen soziodemografischen Merkmalen (Alter, Wohnort etc.) dient die Geschlechtsangabe später der Stichprobenbeschreibung der Studie. Sozialstatistische Variablen werden meist am Ende eines Fragebogens abgefragt; in qualitativen Studien wird vor oder nach einem Interview oft ein entsprechender Kurzfragebogen genutzt.

b) *Geschlecht als Filtervariable zur Auswahl passender Fragen*: Zuweilen wird ein Fragebogen ausgeteilt oder im Internet bereitgestellt, bei dem ein Teil der Fragen nur von einer bestimmten Geschlechtsgruppe zu beantworten ist (z. B. Fragen zu Menstruationsbeschwerden oder Prostatakrebsvorsorge). Hier wird dann ganz am Anfang des Fragebogens nach dem Geschlecht (sowie ggf. nach weiteren Filtervariablen) gefragt, sodass per Filterführung jeder Person nur die für sie passenden Fragen präsentiert werden.

c) *Geschlecht als Kontrollvariable zur Verhinderung von Geschlechtsblindheit bei der Auswertung*: Zunehmend wird die Variable Geschlecht nicht nur zur Stichprobenbeschreibung oder Filterführung genutzt, sondern auch routinemäßig in die inhaltlichen Auswertungen einbezogen. Eine Datenauswertung summarisch über Männer und Frauen hinweg abzuwickeln, wird heute oft als „geschlechtsblind" kritisiert. Eine solche Geschlechtsblindheit könnte z. B. dazu führen, dass geschlechtsspezifische Benachteiligungen ignoriert oder gar verleugnet werden (so setzt eine Analyse geschlechtsspezifischer vertikaler und horizontaler Segregation des Arbeitsmarktes eine Aufsplittung der entsprechenden Statistiken nach Geschlecht voraus). Gender Mainstreaming als offiziell von der Europäischen Gemeinschaft verfolgter Ansatz der Gleichstellungspolitik hat das Ziel, in allen gesellschaftlichen Bereichen die Lebenswirklichkeiten von Männern und Frauen gleichermaßen zu berücksichtigen, und verlangt es, statistische Auswertungen immer auch nach Geschlecht aufzuschlüsseln (zum Gender Mainstreaming von Umfragen siehe z. B. European Foundation for the Improvement of Living and Working Conditions 2007).

d) *Geschlecht als theoretisch relevante Variable zur Hypothesenprüfung oder Hypothesenbildung*: Bei einigen empirischen Studien wird Geschlecht ausdrücklich in

die inhaltliche Hypothesenprüfung bzw. Hypothesenbildung einbezogen. Eine ungünstige Operationalisierung von Geschlecht hat in dieser Konstellation aus wissenschaftstheoretischer Sicht weitreichende Folgen, weil fehlerhafte Theorieentwicklungen resultieren würden. Der Stellenwert des Konstrukts „Geschlecht" im Rahmen der Theorie kann unterschiedlich sein:

- Theoretisch wird das biologische und/oder soziale Geschlecht in den Sozialwissenschaften meist als *unabhängige Variable* bzw. Ursachenfaktor betrachtet (z. B. wird theoriebasiert vorhergesagt, dass und wie sich Menschen aufgrund ihres Geschlechts in ihrem Verhalten und Erleben unterscheiden).
- Wird Geschlecht nicht direkt als Ursachenfaktor betrachtet, dann oft zumindest als vermittelnde Moderator- oder Mediatorvariable: Geht man davon aus, dass ein bestimmter Ursache-Wirkungs-Mechanismus bei einem Geschlecht stärker ausgeprägt ist als bei einem anderen, hat Geschlecht den Status einer *Moderatorvariable*. Beispiel: Ein Medikament (die unabhängige Variable) verändert den Blutdruck (die abhängige Variable), wobei es bei Männern besser wirkt als bei Frauen – dann ist das Geschlecht die Moderatorvariable. Wenn dagegen theoriebasiert vermutet wird, dass Geschlecht in einer Kausalkette ein notwendiges Bindeglied darstellt, damit überhaupt ein Effekt zustande kommt, dann hat es den Status einer *Mediatorvariable.* Beispiel: Personen, die ihre Umwelt und die Erwartungen ihrer Mitmenschen sensibel wahrnehmen (soziale Sensibilität als unabhängige Variable), sind stärker depressionsgefährdet (Depressivität als abhängige Variable), wobei dieser Effekt kausal vor allem dadurch zustande kommt, dass die Betreffenden sich bei sozialer Sensibilität stärker an Geschlechtsrollenerwartungen des Umfelds orientieren, und zwar auf Kosten ihrer individuellen Bedürfnisse (Geschlechtsrollenkonflikte als Mediatorvariable; vgl. Blashill/Vander Wal, 2010).
- Seltener wird umgekehrt untersucht, wie sich bestimmte Determinanten auf das Geschlecht einer Person als *abhängige Variable* auswirken (z. B. Einfluss biologischer, familiärer, kultureller Faktoren auf die Entwicklung maskuliner, femininer oder androgyner Geschlechtsidentität; Einfluss situativer Faktoren auf das aktuelle Geschlechtsrollenverhalten: Doing Gender).

Wenn es also gute Gründe dafür gibt, Geschlecht zu erfassen, stellt sich die Frage, wie es geeignet zu erheben bzw. zu operationalisieren ist. Varianten der Operationalisierung (vgl. Bortz/Döring, 2006: 62ff.) laufen bei der Fragebogenmethode als der neben dem Interview in der empirischen Sozialforschung populärsten Datenerhebungstechnik darauf hinaus, dass unterschiedliche *Fragebogen-Items* verwendet werden. Ein Fragebogen-Item besteht dabei immer aus einer Frage oder einem Statement inklusive der zugehörigen Antwortmöglichkeiten.

In der Forschungspraxis sind formal zwei Varianten der Operationalisierung von Geschlecht verbreitet: zum einen die Erfassung mittels eines einzelnen Fragebogen-Items (Einzel-Item, single item measure) und zum anderen mittels einer psychometrischen Skala (psychometric scale), die aus mehreren, zu einem Gesamtwert zusammenzufassenden Items besteht. Beide Typen der Operationalisierung werden im Folgenden getrennt betrachtet. Dabei liegt der Schwerpunkt auf Einzel-Items, da diese in nahezu

jedem Forschungsfragebogen genutzt werden, während Gender-Skalen viel seltener zum Einsatz kommen.

3 Probleme bei der Erhebung von Geschlecht mittels einzelner Fragebogen-Items

Das typische Einzel-Item zur Erfassung von Geschlecht im Fragebogen lautet:

Geschlecht: ❒ männlich
❒ weiblich

Hier wird also die Kurzform eines Statements („Geschlecht:“) mit einer zweifach gestuften Antwortvorgabe („❒ männlich, ❒ weiblich“) kombiniert. Von diesem Einzel-Item existieren einige bedeutungsgleiche Formulierungsvarianten mit verschiedenen Statements bzw. Fragen (z. B. „Dein Geschlecht:“; „Was ist Ihr Geschlecht?“).

Die Abfrage mit diesem Einzel-Item hat den Vorteil, dass sie kurz und knapp gehalten ist. Da das deutsche Personenstandsrecht nur die Geschlechtsausprägungen „männlich“ und „weiblich“ kennt und das Geschlecht in unserer Gesellschaft als zentrales Personenmerkmal aufgefasst wird, findet in allen gesellschaftlichen Bereichen permanent eine entsprechende Einordnung und Abfrage statt (Personalausweis, Krankenakte, Versicherungsvertrag etc.). Damit sollte das Beantworten dieses Items für die Mehrheit der Befragten in der Regel problemlos möglich sein. Die Operationalisierung erzeugt hier eine sogenannte nominalskalierte, kategoriale bzw. qualitative Variable mit zwei Ausprägungen, die auch als dichotome oder binäre Variable bezeichnet wird. Den Ausprägungen werden in der Regel für statistische Analysen die numerischen Werte 0 und 1 oder 1 und 2 zugeordnet.

Obwohl sich diese Operationalisierung von Geschlecht stark etabliert hat, birgt sie doch eine Reihe von – selten diskutierten – ernsthaften Problemen.

Messtheoretisch verlangen wir von nominalskalierten Variablen, dass sie die Kriterien der Eindeutigkeit, Exklusivität und Exhaustivität erfüllen (vgl. Bortz/Döring 2006: 140), was im vorliegenden Fall jedoch nicht gegeben ist:

- *Eindeutigkeit:* Das gemessene Merkmal und jede Ausprägung müssen genau definiert sein. Ist den Forschenden wie Befragten eindeutig bewusst, was mit „Geschlecht“, mit „männlich“ und „weiblich“ gemeint ist? Woher weiß man bei dem Item beispielsweise, ob nach dem biologischen oder dem sozialen Geschlecht gefragt wird? Bei der Operationalisierung von Geschlecht muss immer beachtet werden, dass es sich um ein mehrdimensionales Konstrukt handelt. Mindestens biologisches Geschlecht („sex“) und soziales Geschlecht („gender“) sind nach vorherrschendem Verständnis der Gender-Forschung in der Tradition von Rubin (1975) konzeptuell zu differenzieren, und weisen jeweils noch diverse Subdimensionen auf. In der empirischen Sozialforschung wird dies bis heute jedoch weitgehend ignoriert. In der angloamerikanischen Literatur werden die Items „sex: ❒ male / ❒ female“ und „gender: ❒ male / ❒ female“ sogar meist synonym verwendet. Vagheit

bei der Formulierung der Frage/des Statements ist jedoch messtheoretisch unzulässig, weil damit das zu messende Konstrukt uneindeutig ist.

- *Exklusivität*: Jede Befragungsperson muss genau in eine der vorgegebenen Variablen-Ausprägungen fallen, d. h., die Antwortalternativen müssen sich wechselseitig ausschließen. Dies ist bei der konventionellen Operationalisierung jedoch nicht gegeben. Denn eine Person kann sich als „weiblich *und* männlich" oder als „*weder* weiblich *noch* männlich" definieren. Wenn sie bei dem hier betrachteten Item dementsprechend beide Antwortvorgaben ankreuzt bzw. beide unangekreuzt lässt, um ihr Geschlecht zu beschreiben, produziert sie einen ungültigen bzw. fehlenden Wert, da ihr Antwortmuster nicht unterscheidbar ist von einer Scherzantwort oder Antwortverweigerung.
- *Exhaustivität*: Jede mögliche Merkmalsausprägung muss abgedeckt sein. Doch das ist nicht der Fall. Was ist beispielsweise mit Ausprägungen wie „intersexuell/intergeschlechtlich" oder „transsexuell/transident"? Zwar ist im Alltagsverständnis und auch in vielen Teilen des wissenschaftlichen Diskurses ein binäres Geschlechtermodell verankert, Gender- und Queer-Forschung haben aber nachgewiesen, dass bei jeder Dimension von Geschlecht, also etwa beim sozialen wie auch beim biologischen Geschlecht, von mehr als zwei Ausprägungen auszugehen ist. Jede Dimension von Geschlecht ist damit als *polytome Variable* aufzufassen. Die Schwierigkeit besteht darin, jeweils möglichst alle relevanten Ausprägungen jenseits der Männlich/Weiblich-Dichotomie zu identifizieren und angemessen zu etikettieren.

3.1 Einzel-Items zur Erfassung des biologischen Geschlechts

Ein pragmatischer Lösungsansatz für die genannten Probleme könnte eine leichte Modifikation des klassischen Geschlechts-Items darstellen, indem das zu messende Konstrukt präzisiert und aus dem geschlossenen binären Antwortformat ein halboffenes Item mit drei Antwortalternativen wird:

Biologisches Geschlecht: ❒ männlich
❒ weiblich
❒ anderes, und zwar: _____

Damit wäre gender-theoretisch zumindest klargestellt, welche Hauptdimension von Geschlecht angesprochen werden soll. Gleichzeitig ist das messtheoretische Kriterium der Eindeutigkeit erfüllt.

Das Konzept des biologischen oder körperlichen Geschlechts (englisch sex) bezieht sich auf körperliche Geschlechtsmerkmale, insbesondere auf genetische (Geschlechtschromosomen), hormonelle (Mengenverhältnis der Geschlechtshormone) sowie vor allem auf – teilweise sichtbare – anatomische Merkmale (äußere und innere Geschlechtsorgane). Dementsprechend sind beim biologischen Geschlecht diverse Subdimensionen zu unterscheiden, die im Einzelfall jeweils unterschiedliche Ausprägungen haben können (z. B. chromosomales, gonadales, hormonelles, morphologisches, zerebrales Geschlecht). Dass das biologische Geschlecht ein komplexes Konstrukt ist, zeigt sich in der Praxis z. B. anhand der sogenannten Geschlechtsüberprüfungen („sex tests") im Wett-

kampfsport, bei denen ganz unterschiedliche Indikatoren genutzt wurden und werden, um eine Athletin als biologische „Frau“ zu klassifizieren, was dann auch zu unterschiedlichen Ergebnissen bei ein und derselben Person führen kann (z. B. Martínez-Patiño 2005).

Oft wird das biologische Modell der Zweigeschlechtlichkeit als „natürlich“ oder „angeboren“ verstanden, tatsächlich ist es aber als soziale Konstruktion zu verstehen (vgl. Voß 2011). Denn nicht nur gibt es unterschiedliche biologische Geschlechtsindikatoren; auf den einzelnen Indikatoren gibt es zudem graduelle Abstufungen, sodass die binäre Einteilung in biologisch männlich oder weiblich sozial vorgenommen wird. Dies geschieht heute meist bereits vor der Geburt, definitiv aber bei der Geburt. Man spricht deswegen auch vom *Geburtsgeschlecht* oder korrekter vom „bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht“ (FAAB: female-assigned at birth; MAAB: male-assigned at birth). Diese Geschlechtszuweisung wird amtlich dokumentiert (Geburtsurkunde, Personalausweis) und spiegelt sich auch in einem geschlechtsspezifischen Vornamen wider. Damit wird ein essentialistisches Modell der Zweigeschlechtlichkeit verankert, das durch mindestens zwei Phänomene infrage zu stellen ist. Das Phänomen der Intersexualität (siehe Exkurs 1) verdeutlicht, dass es mehr als zwei biologische Geschlechter gibt. Und das Phänomen der Transsexualität (siehe Exkurs 2) belegt, dass körperliche Geschlechtsmerkmale bei der Geburt nicht ausschlaggebend dafür sein müssen, welchem Geschlecht sich eine Person zugehörig fühlt.

Bei der Erfassung des biologischen Geschlechts bzw. des Geburtsgeschlechts nur „männlich“ und „weiblich“ abzufragen ist somit unvollständig. Durch die Zusatzkategorie „anderes“ wird eine erschöpfende Abdeckung aller denkbaren biologischen Geschlechtsausprägungen gewährleistet (Exhaustivität). Auch die Exklusivität ist gesichert, denn wer das eigene biologische Geschlecht nicht eindeutig als männlich oder eindeutig als weiblich einordnet, sondern sich beispielsweise beiden Kategorien oder keiner der beiden Kategorien zuordnet, kann „anderes“ ankreuzen und durch das halboffene Format („anderes, und zwar: _____“) das eigene Geschlecht auch spezifizieren (z. B. „intersexuell“). „Anderes“ als offene Sammelkategorie zu belassen und nicht durch weitere Antwortvorgaben auszudifferenzieren, hat vor allem zwei Vorteile: Zunächst einmal müssen im Sinne der Forschungsökonomie keine theoretischen und methodischen Anstrengungen zur angemessenen Untergliederung unternommen werden. Zudem bleibt das Item kurz und knapp.

Exkurs 1: Intersexualität/Zwischengeschlechtlichkeit

Dass das biologische bzw. körperliche Geschlecht nicht „von Natur aus“ binär ist, sondern mit teilweise sehr radikalen Methoden erst dazu gemacht wird, zeigt sich besonders eindrücklich am Phänomen der Intersexualität (bzw. zutreffender, da es sich nicht um eine sexuelle Orientierung handelt: Zwischen- oder Intergeschlechtlichkeit), das in den letzten Jahren an gesellschaftlicher Sichtbarkeit gewonnen hat. Man spricht von „Intersexuellen“, „zwischengeschlechtlich geborenen Menschen“, „Zwittern“ oder „Hermaphroditen“, wenn Menschen bei der Geburt uneindeutige körperliche Geschlechtsmerkmale aufweisen, was sehr unterschiedliche Ursachen haben kann.

Zwischengeschlechtliche Anatomie wurde vor dem Hintergrund eines binären biologischen Geschlechtermodells lange als Anomalie betrachtet und oft unmittel-

bar nach der Geburt chirurgisch entfernt. Abgesehen von medizinisch notwendigen Operationen, die gesundheitliche Beschwerden beseitigen oder reduzieren, gelten nicht-reversible Genitaloperationen im Kindesalter, die allein aus ästhetischen und/oder sozialen Gründen vorgenommen werden, heute zunehmend als ethisch bedenklich.[2] Stattdessen wird insbesondere von der Intersexuellen-Bewegung sowie auch in Fachdiskursen gefordert, die natürliche Vielfalt biologischer bzw. körperlicher Geschlechter inklusive Zwischengeschlechtlichkeit gesellschaftlich anzuerkennen. Behandlungsbedarf und Behandlungsstandards für Zwischengeschlechtlichkeit sind Gegenstand laufender medizinethischer Auseinandersetzungen. Ebenso werden unterschiedliche Modelle der körperlichen und sozialen Geschlechtsentwicklung in der Geschlechterforschung diskutiert (vgl. Groneberg & Zehnder 2008). Menschen können unter der Uneindeutigkeit ihres körperlichen Geschlechts leiden (v. a. auch angesichts gesellschaftlicher Stigmatisierung) und eine Vereindeutigung wünschen. Sie können aber auch ausdrücklich eine zwischengeschlechtliche Identität ausbilden und sich davon distanzieren, eindeutig weiblich oder männlich sein zu müssen (vgl. Preves 2003). Je nach Definition von Zwischengeschlechtlichkeit schwanken die Prävalenzangaben zwischen 1 700 (Fausto-Sterling 2000), 50 (Preves 2003) und 18 (Sax 2002) Intersexuellen pro 100 000 Geburten.

Exkurs 2: Transsexualität/Transidentität

Das essentialistische Modell „natürlicher" biologischer Zweigeschlechtlichkeit wird zudem infrage gestellt durch das ebenfalls in den letzten Jahren gesellschaftlich präsenter gewordene Phänomen der Transsexualität (bzw. zutreffender, da es sich auch hier nicht um eine sexuelle Orientierung handelt: Transidentität). Nach heutigem Verständnis der Transidentität in Psychologie und Medizin ist letztlich nicht der Körper, sondern das Erleben – also die Geschlechtsidentität – ausschlaggebend für das Geschlecht einer Person: Wer sich selbst als Mann bzw. Frau fühlt, wahrnimmt, definiert, „ist" Mann oder Frau (vgl. Meyerowitz 2004). Wenn körperliche Merkmale dieser Geschlechtsidentität nicht entsprechen, kann unter bestimmten Bedingungen (in Deutschland entsprechende psychiatrische Diagnose) eine medizinische Angleichung des Körpers an das Identitätsgeschlecht erfolgen (chirurgische und hormonelle Maßnahmen etc.). Es findet somit keine „Geschlechtsumwandlung" statt, sondern das Identitätsgeschlecht bleibt konstant, die davon abweichenden und als störend empfundenen angeborenen körperlichen Merkmale (vor allem primäre und sekundäre Geschlechtsmerkmale) werden angepasst, sodass die körperlichen Geschlechtsmerkmale dem Identitätsgeschlecht entsprechen (Geschlechtsangleichung). Zusammen mit einer Verhaltensmodifikation (Kleidung, Frisur, Mimik, Gestik etc.) kann im Zuge der *Transition* nicht nur eine Außenwahrnehmung gemäß Identitätsgeschlecht erreicht werden, sondern auch eine Änderung des geschlechtsspezifischen Vornamens sowie des Personenstandes (u. a. Änderung der Geburtsurkunde) erfolgen. Entsprechende Abläufe sind in Deutschland durch das 1981 in Kraft getretene *Transsexuellengesetz* TSG juristisch geregelt. Das TSG wurde inzwischen durch eine

2 Vgl. Online-Diskurs Intersexualität des Deutschen Ethikrates: http://diskurs.ethikrat.org/tag/anhorung/.

Reihe von Gerichtsurteilen in seiner Anwendung präzisiert und auch reformiert; es ist Gegenstand fortlaufender kritischer Debatten.

Die Gestaltung der Transition und das Selbstverständnis von transsexuellen Menschen sind sehr vielfältig: Während manche Wert darauf legen, durch möglichst perfekte körperliche Angleichung innerhalb des binären Geschlechtermodells ein ganz „normaler Mann" bzw. eine „richtige Frau" zu sein, definieren sich andere ausdrücklich als transsexuell, transgender oder transident (die Angemessenheit unterschiedlicher Bezeichnungen wird unter Betroffenen wie Fachleuten kontrovers diskutiert) und leben bewusst auch mit uneindeutigen körperlichen Geschlechtsmerkmalen (z. B. Mann-zu-Frau-Transsexuelle mit Bart; Frau-zu-Mann-Transsexuelle mit Vagina).

Wie bei Intersexualität wird auch bei Transsexualität die medizinische Diagnostik und Behandlung unter ethischen Gesichtspunkten kritisch hinterfragt, so z. B. die Klassifikation von Transsexualität als Störungsbild im Sinne einer „Gender Identity Disorder" gemäß ICD-10 (International Classification of Diseases, World Health Organization) und DSM-IV-TR (Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders, American Psychiatric Association). Eine entsprechende psychiatrische Diagnose ist in Deutschland notwendig, damit bestimmte medizinische Maßnahmen durchgeführt werden dürfen und Krankenkassen Behandlungskosten übernehmen.

Ebenso wie bei Intersexualität hängen auch die Angaben zur Prävalenz von Transsexualität von der Definition ab. Weit gefasste Definitionen schließen Menschen mit ein, deren Geschlechtsidentität teilweise bzw. zeitweise nicht dem Geburtsgeschlecht entspricht (z. B. Cross-Dresser, die temporär die Kleidung des „anderen" Geschlechts tragen), während eng gefasste Definitionen nur diejenigen Personen einschließen, die eine Transsexualitäts-Diagnose haben und den Transitionsprozess inklusive medizinischer Maßnahmen durchlaufen bzw. durchlaufen haben. In der Literatur genannte Prävalenzraten für Transsexualität liegen unter denen für Intersexualität und schwanken zwischen 200 (z. B. Olyslager/Conway 2007) und 4 (Veale 2008; Baba et al. 2011) Transsexuellen pro 100 000 EinwohnerInnen, wobei offenbar kulturspezifische Unterschiede in der Häufigkeit von Mann-zu-Frau-Transsexuellen und Frau-zu-Mann-Transsexuellen zu verzeichnen sind.

Gender- und vor allem queer-theoretische Ansätze weisen gesellschafts- und machtkritisch auf die Ausgrenzung von Geschlechter-Minoritäten wie zwischengeschlechtlichen und transidenten Personen hin (zu Gender- und Queer-Theorie siehe z. B. Gildemeister 2010; Degele 2008). Aus queer-theoretischer Perspektive wäre das oben vorgeschlagene halboffene Einzel-Item mit drei Antwortalternativen zur Erfassung von biologischem bzw. körperlichem Geschlecht in verschiedener Hinsicht kritikwürdig und – in Abhängigkeit vom jeweiligen Forschungskontext – durch Alternativen zu ersetzen.

- **Halboffenes Item mit vielfältigen Antwortalternativen:** Die Präsentation der Antwortalternativen „❒ männlich, ❒ weiblich, ❒ anderes, und zwar: ____" lässt sich als symbolische Affirmation der gesellschaftlich vorherrschenden Geschlechter-Hierarchisierung lesen: Das Männliche steht an erster Stelle, das Weibliche folgt und wer sich nicht eindeutig als männlich oder als weiblich einordnet, ist „anders". Diese Form

der Operationalisierung betreibt – angesichts einer so identitäts- und machtsensiblen Kategorie wie Geschlecht – somit symbolisch „Othering“ und grenzt Geschlechter-Minoritäten aus. Um dieses Problem abzumildern, könnte man es vorziehen, a) die Präsentationsreihenfolge zu ändern (z. B. Reihung gemäß Häufigkeit in der Zielgruppe; Reihung bewusst konträr zu gesellschaftlichen Hierarchien) sowie vor allem b) Varianten biologischer Geschlechtervielfalt ausdrücklich sichtbar zu machen.

Biologisches Geschlecht:
- ❒ weiblich
- ❒ männlich
- ❒ Mann-zu-Frau-transsexuell/transident
- ❒ Frau-zu-Mann-transsexuell/transident
- ❒ intersexuell/zwischengeschlechtlich
- ❒ anderes, und zwar: _____

Ob die Antwortalternativen vielfältig genug, korrekt bezeichnet sowie angemessen gereiht sind und überhaupt „biologisches Geschlecht“ bzw. Geburtsgeschlecht betreffen – all dies kann dabei (je nach zugrunde gelegtem Theoriemodell) kontrovers diskutiert werden.

- **Bewusster Verzicht auf die Erfassung von biologischem Geschlecht:** Die Queer-Theorie würde Forschenden empfehlen, häufiger auf eine Erhebung von biologischem Geschlecht zu verzichten, um dem gesellschaftlichen Vorurteil der allgegenwärtigen Bedeutung des Geschlechts bzw. dessen permanenter „Dramatisierung“ entgegenzuwirken. Dies wäre im konkreten Fall eine Botschaft (ggf. in einer Fußnote explizit gemacht) sowohl an die Zielgruppe des Fragebogens (welcher diesmal keine Selbstkategorisierung nach Geschlecht abverlangt wird) als auch an die Wissenschaftsgemeinschaft (welcher eine Studie präsentiert wird, die nicht unreflektiert und „mechanisch“ Geschlechtsunterscheidungen produziert; vgl. Frey et al. 2006). Ein völliger Verzicht auf die Erhebung von biologischem Geschlecht kann jedoch im negativen Fall auch zu Geschlechtsblindheit führen (vgl. Kap. 2), etwa wenn auf diese Weise in der Stichprobenbeschreibung gar nicht deutlich würde, dass in einer Studie ausschließlich männliche Personen untersucht wurden und somit noch offen ist, ob es sich bei den Befunden um allgemeinmenschliche oder spezifisch männliche Phänomene handelt.

Umfragetheoretisch stellt eine schriftliche Befragung mittels Fragebogen immer auch eine Kommunikation zwischen Forschungsteam und Befragten dar (vgl. Mummendey/Grau 2008; Bortz/Döring 2006: 252). Dabei sind sowohl sozialpsychologische Prozesse der Eindrucksbildung und Selbstdarstellung zu beachten als auch kognitionspsychologische Aspekte beim Lesen, Interpretieren und Beantworten der einzelnen Fragen im jeweiligen Fragebogenkontext. Befragungspersonen, die sich durch die Art der Frageformulierung ausgeschlossen oder diskriminiert fühlen, werden negative Einstellungen gegenüber dem Forschungsprojekt – und schlimmstenfalls sogar gegenüber empirischer Sozialforschung allgemein – entwickeln, möglicherweise die Befragung abbrechen oder ihr Antwortverhalten systematisch modifizieren (z. B. weil sie einer vermeintlich vorurteilsbehafteten Forschungsgruppe ganz gezielt ein bestimmtes Bild vermitteln wollen).

Während geschlechtersensibilisierte Personen mehr als zwei Antwortvorgaben erwarten, kann die Option „anderes“ für Nicht-Sensibilisierte bereits eine deutliche Irritation oder Provokation darstellen. Da eine Befragung nicht nur eine Datenerhebung, sondern automatisch auch eine Intervention dahingehend darstellt, dass die Art der Fragen die Befragten zum Nach- und ggf. auch Umdenken animieren kann (sogenannte instrumentelle Reaktivität), mag angesichts der kulturellen Dominanz des Modells der Zweigeschlechtlichkeit eine gewisse Irritation bei den Befragten durchaus wünschenswert sein. Diese kann etwa bewirken, dass a) sie darüber nachdenken, welche „anderen“ Geschlechtsausprägungen es noch gibt und wie verbreitet sie sind, oder dass b) ihnen durch ein Item mit sechs oder mehr Antwortmöglichkeiten die biologische Geschlechtervielfalt bewusst(er) wird.

Es ist jedoch empirisch abzuklären, wie eine wenig sensibilisierte Zielgruppe Geschlechts-Items mit mehr als zwei Ausprägungen aufnimmt. Der Wirkung eines vielleicht wünschenswerten Denkanstoßes steht die mögliche unerwünschte Nebenwirkung negativer Einstellungen gegenüber dem Forschungsteam bzw. -projekt gegenüber, etwa der Eindruck, es würden „unsinnige“ Fragen gestellt und die ganze Studie sei dubios. Auch hier wären negative Effekte auf Teilnahmebereitschaft sowie Antwortverhalten zu erwarten. Wenn Geschlecht erst am Ende des Fragebogens erhoben wird, ist die Gefahr einer entsprechenden Negativbeeinflussung des Antwortverhaltens jedoch reduziert.

Entscheidet man sich dafür, in einer konkreten Studie vielfältige Varianten des biologischen Geschlechts mit einem halboffenen Item differenziert zu erheben, um Geschlechter-Minoritäten ausdrücklich anzusprechen und im Fragebogen kein überholtes Bild biologischer Zweigeschlechtlichkeit zu affirmieren, sind forschungsethische Aspekte zu berücksichtigen. Angesichts der geringen Verbreitung nicht-binärer biologischer Geschlechtsausprägungen wird man in einer Stichprobe üblicher Größe – wenn überhaupt – oft nur eine Person haben, die eine entsprechende Antwort ankreuzt, sodass bei differenzierter Abfrage die Anonymität gefährdet sein kann. Dies gilt vor allem, wenn Zielgruppen untersucht werden, die den Forschenden bekannt sind (z. B. Umfragen an Schulen und Hochschulen oder in Betrieben im Unterschied zu öffentlichen Online-Umfragen). Zwar können die Befragten natürlich die Antwort verweigern und entsprechende Items überspringen, aber sie sollten aus forschungsethischen Gründen nicht der Gefahr des ungewollten „Outings“ ausgesetzt sein (dies gilt analog für alle Merkmale mit seltenen Ausprägungen).

Im Vorfeld jeder quantitativen oder qualitativen Datenerhebung ist auch zu überdenken, welchen Informationsnutzen die separate Erfassung unkonventioneller biologischer Geschlechtsausprägungen bringt. Bei üblichen Stichprobengrößen werden dies aktuell so wenige Fälle sein, dass sich z. B. weitere statistische Auswertungen erübrigen und die Fälle somit aus der Analyse ausgeschlossen werden. Wie viel Aufwand zu deren differenzierter Erfassung dann sinnvoll ist, muss gegenüber den oben beschriebenen Ansprüchen einer zeitgemäßen geschlechtersensiblen Item-Konstruktion abgewogen werden. Vor der Frage nach dem *Wie* der geeigneten Operationalisierung von Geschlecht (z. B. zweifach, dreifach oder vielfach gestuftes geschlossenes oder halboffenes Item) sollte daher in jedem Fall das *Wozu* kritisch reflektiert werden: Welche theoretischen Annahmen liegen zugrunde, um für die jeweilige Forschungsfrage das biologische Geschlecht überhaupt als relevant zu erachten? Wenn – wie das in der

Sozialforschung häufig der Fall ist – das biologische Geschlecht als Stellvertreter für soziales Geschlecht erhoben wird, so sind auch hier die theoretischen Vorannahmen zu erläutern und die Grenzen dieser Vorgehensweise ausdrücklich zu diskutieren. Kritisch ist eine Argumentationslinie zu betrachten, nach der die meisten Personen gemäß ihrem körperlichen Geschlecht dann auch geschlechtsspezifisch sozialisiert werden und somit typisch feminine (bzw. typisch maskuline) Erlebens- und Verhaltensweisen aufweisen, sodass mit der Abfrage des biologischen Geschlechts bereits annäherungsweise auch das soziale Geschlecht erfasst sei. Diese „Logik" steht explizit oder implizit hinter zahlreichen Studien, die theorielos „Geschlechtsunterschiede" untersuchen, indem diejenigen, die auf dem klassischen dichotomen Geschlechts-Item „männlich" angekreuzt haben, mit denjenigen kontrastiert werden, die „weiblich" angekreuzt haben. Dies führt zu einer Sozialforschung, die Gefahr läuft, die Prozesse und Varianten der Konstruktion des sozialen Geschlechts letztlich auszublenden bzw. das biologische Geschlecht als Erklärungsfaktor einzuführen, der jedoch tatsächlich gar nichts erklärt, da die unterstellten Wirkmechanismen völlig offen bleiben, wie sich an dem Beispiel des empirischen Befundes „Frauen wählen häufiger als Männer christliche Parteien" illustrieren lässt:

> „Obgleich z.B. die Variable ‚Geschlecht' im Allgemeinen über die Feststellung der biologischen Geschlechtszugehörigkeit ermittelt wird, würde jedoch kein Sozialwissenschaftler argumentieren, dass diese biologische Geschlechtszugehörigkeit das Wahlverhalten determiniert. Dies würde nämlich bedeuten, dass die Ausstattung mit bestimmten primären und sekundären Geschlechtsmerkmalen eine bestimmte politische Wahlentscheidung verursacht. Vielmehr würde man argumentieren, dass das weibliche Rollenverständnis, die weibliche Identität, die männlichen Wertvorstellungen o.a. die Ursache für eine bestimmte Handlung (hier: eine Wahlentscheidung) darstellen. Dies bedeutet, dass implizit ein drittes Element neben Geschlecht und Wahlverhalten in die Argumentation aufgenommen wird ..." (Schnell/Hill/Esser2008: 70).

Die unterstellten Merkmale und Prozesse, die mit dem biologischen Geschlecht verknüpft sind, müssen für eine gültige wissenschaftliche Erklärung expliziert und ihrerseits auch untersucht werden. Nicht selten handelt es sich um implizite Annahmen zum sozialen Geschlecht und dessen Einfluss auf das Erleben und Verhalten.

3.2 Einzel-Items zur Erfassung des sozialen Geschlechts

Das *soziale bzw. psychologische Geschlecht* (englisch gender) bezieht sich in Abgrenzung zum biologischen Geschlecht nicht auf angeborene körperliche Merkmale, sondern auf geschlechtsbezogene Verhaltens- und Erlebensweisen. Oft wird das soziale Geschlecht auch als *Identitätsgeschlecht* bezeichnet und dem Geburtsgeschlecht gegenüber gestellt. Im Deutschen wurde die englische Bezeichnung als „Gender" übernommen. Um soziale Geschlechtsausprägungen anzusprechen und von biologischen („weiblich" und „männlich") abzugrenzen, werden die Bezeichnungen „feminin" und „maskulin" verwendet. Somit kann es dann z. B. sowohl feminine als auch maskuline Weiblichkeit geben in Abhängigkeit davon, wie biologische Frauen ihre Geschlechterrolle interpretieren und etwa im äußeren Erscheinungsbild darstellen (z. B. durch Nutzung, Verfremdung oder Nicht-Nutzung traditioneller Codes von Feminität).

Das soziale Geschlecht ist wiederum ein in sich mehrdimensionales und äußerst komplexes Konzept, beinhaltet es doch so unterschiedliche Subdimensionen wie das

Geschlechtsrollenverhalten (gender role/sex role behavior), den Geschlechtsausdruck (gender expression) z. B. durch Körperinszenierung wie Kleidung oder Frisur, die Geschlechtsidentität (gender identity) oder auch die geschlechterpolitische Identität etwa als Feministin bzw. Feminist, als Genderqueer oder Postgender. Einige Gender-Dimensionen sind dabei relativ zeitstabile Eigenschaften (Traits), andere eher situative Zustände (States), auf die insbesondere das Doing-Gender-Konzept abhebt (z. B. sich in manchen Situationen maskulin-durchsetzungsfähig, in anderen feminin-einfühlsam zeigen).

Ebenso wie das biologische Geschlecht (sex) wird auch das soziale Geschlecht (gender) traditionell oft binär konstruiert, d. h. es wird davon ausgegangen, dass Menschen entweder die feminine oder die maskuline Geschlechterrolle annehmen – und zwar typischerweise entsprechend ihrem weiblichen oder männlichen Geburtsgeschlecht. Doch eine Reihe von Menschen lehnt genau dies ab, vor allem die Subjektpositionen Transgender, Genderqueer und Postgender sind zu nennen.

Eine Abweichung von herkömmlichen sozialen Geschlechterrollen kann darin bestehen, dass Menschen nicht die ihrem zugewiesenen biologischen Geschlecht entsprechende soziale Geschlechtsidentität und Geschlechterrolle annehmen. Während bei Transsexualität (siehe oben Exkurs 2) die Geschlechtsidentität oft dazu veranlasst, körperliche Geschlechtsmerkmale entsprechend anzupassen, wird das Konzept *Transgender* oft als Oberbegriff verwendet, um alle Menschen anzusprechen, deren soziales Geschlechtsrollenverhalten oder deren Geschlechtsausdruck dauerhaft oder temporär von dem von ihnen qua biologischer Geschlechtszuweisung erwarteten abweicht. Wenn sich also eine laut Geburtsgeschlecht biologische Frau zwar durchaus als Frau sieht, aber überhaupt nicht mit der femininen Geschlechterrolle identifiziert, einen typischen „Männerberuf" ergreift, eine „Männersportart" ausübt, sich maskulin kleidet usw., dann könnte sie sich als Transgender verstehen bzw. von anderen so wahrgenommen werden. Das gilt analog beispielsweise für einen laut Geburtsgeschlecht biologischen Mann, der eine feminine Geschlechtsdarstellung mit Make-up und Rock bevorzugt (ohne sich deswegen als Frau zu definieren oder eine geschlechtsangleichende Operation anzustreben). Wie alle Konzepte rund um Geschlechterfragen werden auch Definition und Abgrenzung von Transgender gegenüber Transsexualität/Transidentität kontrovers diskutiert (zur Bedeutung des Transgender-Konzepts und Abgrenzungen bzw. Überschneidungen zu Transsexualität siehe z. B. Valentine 2007; Hines/Sanger 2010; Nagoshi/Brzuzy 2010; Gressgård 2010).

Während bei Transgender-Personen das soziale Geschlecht vor allem nicht erwartungskonform mit dem biologischen Geschlecht einhergeht, geht es bei *genderqueeren Personen* (non-binary genders, gender non-conformity, gender variants) in erster Linie darum, die Vielfalt sozialer Geschlechter jenseits binärer Maskulinität und Feminität sowie Heterosexualität auszudrücken. Bei genderqueeren Identitäten werden vor allem fünf Varianten des sozialen Geschlechts neben feminin und maskulin unterschieden (vgl. Nestle/Wilchins/Howell 2002; Roxie 2011):

1. Identität als sowohl maskulin als auch feminin (z. B. androgyn)
2. Identität als weder maskulin noch feminin (z. B. agender, neutrois; teilweise verbunden mit dem Wunsch, geschlechtsspezifische körperliche Merkmale zu eliminieren)
3. Identität, die flexibel zwischen feminin und maskulin changiert (z. B. gender fluid, bigender)

4. Identität als Angehörige eines dritten bzw. anderen Geschlechts (z. B. Personen, die sich ausdrücklich als „genderqueer“ oder „non-binary“ beschreiben ohne weitere Etikettierungen und die teilweise auch keine geschlechtsspezifischen, sondern alternative Personalpronomen verwenden, z. B. „s/he“ oder „ze“)
5. Identitäten, die Geschlechtsidentitäten mit sexuellen Identitäten verknüpfen (z. B. girlfag, guydyke, butch, femme, boi etc.).

Geht es im Zusammenhang mit genderqueeren Identitäten primär um die Vielfalt des sozialen Geschlechts jenseits binärer Geschlechterrollen sowie jenseits der Norm der Heterosexualität, so zielt die Identität und geschlechterpolitische Position *Postgender* auf eine Ablehnung und Überwindung jeglicher Geschlechterbezüge ab (vgl. Dvorsky/Hughes 2008).

Angesichts der hier nur angedeuteten immensen Komplexität des in zahlreiche Subdimensionen und auch darin wieder in verschiedene Ausprägungen ausdifferenzierten Konzepts „soziales Geschlecht“ steht die Operationalisierung vor großen Problemen. Die verschiedenen Ausformungen des sozialen Geschlechts können kaum eindeutig, trennscharf und erschöpfend als Antwortalternativen vorgegeben, sondern am ehesten über (halb-)offene Items erfasst werden.

In einem halboffenen Item alle in den letzten Absätzen angesprochenen Varianten des sozialen Geschlechts vorzugeben, wäre messtheoretisch problematisch, da damit verschiedene Subdimensionen vermischt und somit Eindeutigkeit und Exklusivität verletzt wären. Eine Kompromisslösung für ein halboffenes eindimensionales Einzel-Item mit fünf Ausprägungen zur Erfassung des sozialen Geschlechts könnte lauten:

Soziales Geschlecht:
- ❒ feminin
- ❒ maskulin
- ❒ sowohl maskulin als auch feminin
- ❒ weder maskulin noch feminin
- ❒ anderes, und zwar: _____

Dabei wäre es jedoch vermutlich notwendig, im Fragebogen konkret anzugeben, was unter „sozialem Geschlecht“, „feminin“ und „maskulin“ zu verstehen ist. Alternativ könnte auch mit Statements wie „hinsichtlich Geschlechterrolle definiere ich mich als...“ o. ä. operiert werden. Üblicher als die Nutzung eines Einzel-Items ist hierfür die Verwendung einer psychometrischen Gender-Skala (siehe Kap. 4).

Um maximale Diskriminierungsfreiheit zu gewährleisten und die Selbstdefinitionen jedes Individuums zum Ausdruck kommen zu lassen, wäre eine Operationalisierung über ein offenes Item ohne jegliche Antwortvorgaben aus Sicht der Queer-Theorie sinnvoll. Damit ist durch eine Leerzeile oder einen leeren Kasten u. a. auch die Möglichkeit eröffnet, das soziale Geschlecht mit einem Kommentar, mit Symbolen oder Zeichnungen zu repräsentieren (hierbei bieten Papier- und Online-Fragebögen unterschiedliche Möglichkeiten):

Soziales Geschlecht: _____

_____

Beim Einsatz dieser Operationalisierungsform zeigt sich in der Praxis nicht selten, dass ein Großteil der Befragten weiterhin einfach „männlich“ oder „weiblich“ angibt. Es kann der Eindruck einer unprofessionellen Fragebogenkonstruktion entstehen, wenn die Befragten glauben, die üblichen Ankreuzkästchen seien „vergessen“ worden (diesem Problem wäre durch eine erläuternde Fußnote entgegenzuwirken). Bei der Verwendung eines offenen Items entsteht nicht unerheblicher Auswertungsaufwand, weil die Freitextantworten zu kodieren sind. Die Problematik der Kategorisierung von Gender-Vielfalt entsteht dann im Nachhinein, etwa wenn singuläre Antworten zu einer Sammelkategorie „anderes“ zusammengefasst bzw. angesichts geringer Fallzahlen ohnehin von den weiteren statistischen Analysen ausgeschlossen werden.

Die bei der Wahl der Operationalisierung des sozialen Geschlechts zu beachtenden Kriterien entsprechen den oben im Zusammenhang mit dem biologischen Geschlecht behandelten Aspekten: Allein durch die ausdrückliche Berücksichtigung des sozialen Geschlechts (anstelle des biologischen Geschlechts) sowie durch Antwortvorgaben, die dessen Vielfalt darstellen, positioniert sich das Forschungsprojekt augenfällig als gender-sensibel, was bei verschiedenen Befragtengruppen unterschiedliche Reaktionen – erwünschte (z. B. positive Einstellungen gegenüber dem Forschungsprojekt; Bewusstseinsschaffung für Gender-Vielfalt bei den Befragten) oder auch unerwünschte (z. B. negative Einstellungen gegenüber dem Forschungsprojekt) – auslösen kann. Über entsprechende Effekte (auch auf das Teilnahme- und Antwortverhalten) kann indessen nur spekuliert werden, da sie empirisch bislang nicht systematisch untersucht wurden.

Messtheoretisch besteht das Hauptproblem bei der Operationalisierung von sozialem Geschlecht darin, Eindimensionalität sicherzustellen, also ggf. eine konkrete Subdimension (z. B. Geschlechtsidentität, Geschlechtsausdruck) herauszugreifen. Das nächste Problem besteht dann in der Vorgabe erschöpfender und trennscharfer Antwortalternativen für das Einzel-Item. Nicht zuletzt sind die Anforderungen und Vorzüge einer gender-sensiblen Operationalisierung von sozialem Geschlecht abzuwägen gegen die Nachteile eines sehr hohen Operationalisierungsaufwandes, eines möglichen Datenschutzproblems durch Abfrage von Ausprägungen, die vielleicht nur von einer Person in der Stichprobe angekreuzt werden, einer unklaren Reaktion der Zielgruppe (insbesondere, wenn diese mehrheitlich nicht gender-sensibilisiert ist) sowie einer möglicherweise teils theoretisch unklaren und teils methodisch unmöglichen (aufgrund zu geringer Fallzahlen) Auswertung diverser Varianten der Gender-Vielfalt. Daten zu erheben, die nachher zum Teil gar nicht ausgewertet werden, ist nicht nur unökonomisch, sondern auch forschungsethisch bedenklich. Diese Einwände sind kein Plädoyer gegen die differenzierte Operationalisierung des sozialen Geschlechts, sollten aber bei der Item-Konstruktion berücksichtigt werden. Geboten ist eine differenzierte und ausdrückliche Erhebung des sozialen Geschlechts (anstelle der fragwürdigen Verwendung des biologischen Geschlechts als Stellvertreter) immer dann, wenn soziale Geschlechtseffekte im Kontext der Forschungsfrage theoretisch begründet eine Rolle spielen und es vermieden werden soll, Geschlechterstereotype zu reifizieren.

4 Probleme bei der Erhebung des sozialen Geschlechts mittels psychometrischer Skalen

Bei der Geschlechtsabfrage mittels Einzel-Item werden Kategorien vorgegeben, denen sich die Befragten zuordnen, oder es wird durch ein offenes Antwortformat die Möglichkeit zur Selbstdefinition in eigenen Worten eröffnet. Geschlecht wird als kategoriales Merkmal mit verschiedenen, qualitativ unterschiedlichen Ausprägungen erfasst.

Geschlecht kann jedoch – hinsichtlich verschiedener Subdimensionen – auch als kontinuierliche Variable aufgefasst und anstelle von Einzel-Items über Skalen erhoben werden. Bei einer Skala wird das Merkmal Geschlecht über einen Satz von Items operationalisiert, die jeweils auf Ratingskalen (z. B. „nie" bis „immer" oder „trifft gar nicht zu" bis „trifft völlig zu") zu beantworten sind, wobei die Antworten auf die einzelnen Items zu einem intervallskalierten Skalenwert (Summen- oder Durchschnittswert) zusammengefasst werden, sodass für die statistische Auswertung dann z. B. ein Skalenwert im Wertebereich von 0 bis 100 pro Person vorliegt. Dementsprechend würde dann nicht abgefragt, *ob* sich eine Person hinsichtlich ihres sozialen Geschlechts entweder als „maskulin" oder als „feminin" einordnet, sondern *in welchem Maße* sie sich jeweils auf einem Kontinuum mit maskulinen und mit femininen Eigenschaften identifiziert. Eine Gender-Skala kann aus mehreren Unterskalen bestehen, die Teilaspekte des sozialen Geschlechts über Subskalen-Werte misst.

Psychometrische Skalen haben geprüfte Testgütekriterien, d. h., es wurde sichergestellt, dass die Items tatsächlich das Zielkonstrukt messen (Validität) und dass die Skalenwerte nur wenig mit Messfehlern behaftet sind (Reliabilität). Zudem ist durch die Standardisierung des Vorgehens das Ergebnis auch jeweils unabhängig von der Person, die die Daten erhebt, auswertet und interpretiert (Objektivität). Messtheoretisch sind Skalen somit Einzel-Items generell überlegen. Voraussetzung ist jedoch eine angemessene statistische Auswertung: Vorzugsweise sollten die Skalenwerte über konfirmatorische Faktorenanalysen bzw. Strukturgleichungsmodelle berechnet werden, die das theoretisch zugrunde gelegte Messmodell[3] von ein- oder mehrdimensionalen Skalen empirisch am Datensatz prüfen (zur statistischen Testtheorie siehe z. B. Moosbrugger/Kelava 2012).

Der Nachteil von Skalen besteht darin, dass sie einen Fragebogen deutlich verlängern. Eine einzelne Gender-Skala umfasst in der Regel rund 20 bis 60 Items. Dies ist den Befragungspersonen oft nicht zumutbar, da mit zunehmender Fragebogenlänge Antwortbereitschaft und Antwortsorgfalt sinken. Ein Kompromiss sind teilweise Kurzskalen im Umfang von 3 bis 10 Items, die aus den Originalskalen ausgegliedert werden. Ein weiteres Problem neben der Forschungsökonomie ist die begrenzte Zahl verfügbarer psychometrischer Gender-Skalen. Eine Gender-Skala für eine eigene Studie neu zu entwickeln, ist in der Regel zu aufwändig; eine zur jeweiligen Studie passende Skala in der Literatur zu finden, ist indessen oft nicht möglich. Die wenigen etablierten Skalen leiden nicht selten unter ihrer historischen und kulturellen Gebundenheit, denn gerade soziale Normen und Erwartungen im Hinblick auf Geschlechterrollen unterliegen dem Wandel.

Der Stand der Instrumentenentwicklung ist somit unzureichend: Es fehlt ein Satz aktueller psychometrischer Gender-(Kurz-)Skalen, der theoriebasiert systematisch ver-

3 Das Messmodell einer Gender-Skala gibt an, welche Items der Skala jeweils gemeinsam als Indikatoren welche latenten Gender-Subdimensionen abbilden sollen.

schiedene Subdimensionen (Geschlechtsrollenverhalten, Geschlechtsausdruck, Geschlechtsidentität, geschlechterpolitische Identität etc.) erfasst. Einige der vorliegenden Gender-Skalen seien hier exemplarisch aufgeführt:

Das aus 60 Items bestehende *Bem Sex Role Inventory* (BSRI) der Sozialpsychologin Sandra Bem (1974, 1981; deutschsprachige Fassung: Schneider-Düker/Kohler 1988) gehört international zu den meist genutzten Gender-Skalen. Die APA Literaturdatenbank PsycInfo[4] weist 1 656 referierte Zeitschriftenartikel aus, die das Instrument verwenden oder auf das Instrument verweisen (Stand: März 2013). Anhand der Skala werden Personen gemäß ihrer Geschlechterrolle in vier Gruppen eingeteilt: maskulin (starke Selbstzuschreibung maskuliner, geringe Selbstzuschreibung femininer Eigenschaften), feminin (starke Selbstzuschreibung femininer, geringe Selbstzuschreibung maskuliner Eigenschaften), androgyn (starke Selbstzuschreibung sowohl maskuliner als auch femininer Eigenschaften), undifferenziert (geringe Selbstzuschreibung sowohl maskuliner als auch femininer Eigenschaften). Hierbei ist zu beachten, dass es historischem Wandel und kulturellen Einflüssen unterliegt, welche Eigenschaften jeweils als typisch maskulin (z. B. „sachlich", „kraftvoll", „furchtlos") oder feminin (z. B. „feinfühlig", „selbstaufopfernd", „romantisch") aufgefasst und im Fragebogen zur Selbstbeschreibung vorgelegt werden (für eine auf die indische Kultur zugeschnittene Variante des BSRI siehe z. B. Basu 2010).

Skalen zur Erfassung unterschiedlicher Aspekte von Geschlechtsidentität sind in der Sozialpsychologie und Gender-Forschung von Bedeutung, etwa im Zusammenhang mit Theorien des Geschlechtsrollenverhaltens. Die *Gender Role Conflict Scale* (GRCS) ist ein aus 37 Items bzw. vier Subskalen – 1) Restricted Emotionality, 2) Success, Power, and Competition, 3) Restrictive Affectionate Behavior between Men sowie 4) Conflicts between Work and Family Relations – bestehendes Instrument, das erfasst, inwiefern Männer durch ihre Geschlechtsrolle Konflikte und Nachteile in ihrer Lebensgestaltung erfahren (O'Neil et al. 1986; für eine Kurzskala siehe z. B. Wester et al. 2012). Für Frauen existiert die *Feminine Gender Role Stress Scale* (FGRSS) (Gillespie/Eisler 1992) mit 39 Items bzw. fünf Subskalen: 1) Fear of Not Being Nurturant, 2) Fear of Physical Unattractiveness, 3) Fear of Unemotional Relationships, 4) Fear of Behaving Assertively und 5) Fear of Victimization.

Weitere Skalen erfassen, inwiefern Menschen feminine oder maskuline Geschlechtsrollenvorgaben für sich übernehmen (z. B. *Feminity Ideology Scale* (FIS): Levant et al. 2007; *Male Role Norm Inventory* (MRNI): Levant/Richmond 2007) oder inwiefern sie bestimmte geschlechterpolitische Identitäten entwickeln (z. B. *Feminist Identity Development Scale* (FIDS): Bargad/Hyde 1991).

Die Verwendung entsprechender Skalen zeigt oftmals, dass die graduelle Ausprägung des sozialen Geschlechts das Verhalten und die Einstellungen – etwa im Zusammenhang mit Leistungen, Gesundheit oder Sexualität – statistisch viel besser vorhersagt als die kategoriale Selbstzuordnung als „Frau" oder „Mann" in einem Einzel-Item (z. B. Tate 2011).

Skalen zur Erfassung von Gender-Identität spielen zudem in der klinischen Psychologie und Medizin eine wichtige Rolle, wenn es darum geht, Probleme oder Störungen hinsichtlich der Geschlechtsidentität zu diagnostizieren (z. B. *Gender Identity/Gender*

4 Die APA Literaturdatenbank PsycInfo ist im Internet zugänglich unter: www.apa.org/psycinfo/.

Dysphoria Questionnaire for Adolescents and Adults (GIDYQ-AA): Singh et al. 2010). Entsprechende Instrumente sind forschungsethisch und geschlechterpolitisch besonders brisant, da sie ausschlaggebend dafür sind, welche Geschlechterausprägungen als gesund oder krank gelten, und im Rahmen der Diagnostik weitreichende Folgen für Individuen haben können (z. B. Bewilligung oder Ablehnung geschlechtsangleichender medizinischer Maßnahmen bei Transsexualität/Transidentität).

5 Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Das Merkmal Geschlecht wird in Fragebögen routinemäßig erfasst, wobei meist in einem Einzel-Item nur die Ausprägungen „männlich" und „weiblich" vorgegeben werden. Aus Sicht der Gender- und Queer-Theorie ist dies unzureichend, zum einen, da Geschlecht mehrere Dimensionen hat (z. B. biologisches bzw. körperliches Geschlecht/Geburtsgeschlecht und soziales bzw. psychologisches Geschlecht/Identifikationsgeschlecht), die separat zu erfassen sind, und zum anderen, da es auf jeder Dimension mehr als zwei Ausprägungen aufweist (z. B. neben weiblich und männlich ebenso intersexuell oder transsexuell bzw. androgyn, agender oder genderqueer). Wie viele und welche Ausprägungen dies im Einzelnen sind, wie sie zu definieren und voneinander abzugrenzen sind, wird dabei in der Literatur kontrovers diskutiert.

Die Operationalisierung von Geschlecht im Fragebogen zu reflektieren, die interessierende(n) Geschlechtsdimension(en) genau zu definieren und deren vielfältige Ausprägungen angemessen zu berücksichtigen, ist vor allem unter folgenden Bedingungen empfehlenswert:

- Das Geschlecht hat für die Studie großen bis mittleren theoretischen Stellenwert und dient nicht nur als soziodemografische Hintergrundinformation oder Filtervariable. Dementsprechend soll es differenziert in mehreren Dimensionen und/oder zumindest auf einer relevanten Dimension mit vielfältigen Ausprägungen erfasst werden.
- Es werden Zielgruppen untersucht, die hinsichtlich Geschlecht besonders sensibilisiert und/oder besonders heterogen zusammengesetzt sind und die von den Forschenden somit angemessen angesprochen anstatt implizit ausgegrenzt werden sollen, nicht zuletzt, um ein positives Verhältnis und Vertrauen zwischen Forschenden und Untersuchungsteilnehmenden zu fördern.
- Man möchte durch die Fragebogengestaltung das verbreitete dichotome Geschlechtermodell nicht erneut affirmieren, sondern dekonstruieren. Die ausdrückliche Nennung verschiedener Dimensionen und Ausprägungen von Geschlecht im Fragebogen kann im Sinne einer Intervention dazu beitragen, dass den Befragten die Geschlechtervielfalt bewusst(er) wird, selbst wenn viele Antwortalternativen nur selten oder gar nicht angekreuzt werden.

Notwendig sind Methodenstudien, die verschiedene Varianten der Operationalisierung von Geschlecht hinsichtlich der diskutierten Wirkungen empirisch miteinander vergleichen, etwa dahingehend, inwiefern sich Befragte durch die Fragenformulierung adäquat angesprochen oder ausgegrenzt fühlen oder wie sich verschiedene Gender-Items auf

Antwortbereitschaft, Antwortqualität oder die Vorstellungen der Befragten über die Zielsetzungen des Forschungsprojekts auswirken.

Wichtig ist eine stärkere Geschlechtersensibilisierung in der akademischen Methodenlehre. So werden in Methodenlehrbüchern beim Thema Fragebogenkonstruktion binäre Geschlechts-Items in der Regel überhaupt nicht problematisiert oder sogar als vermeintliche Paradebeispiele einfacher und eindeutiger Items angeführt (z. B. Häder 2006: 53). Dasselbe gilt für Statistiklehrbücher, die Signifikanztests zu Gruppenunterschieden nicht selten stereotyp anhand von Geschlechtsunterschieden durchspielen. Dies geschieht, ohne dass erkenntnis- und gender-theoretisch diskutiert wird, dass hier nicht vorhandene Geschlechtsunterschiede bzw. Geschlechterdifferenzen aufgedeckt, sondern Geschlechtsunterscheidungen bzw. Geschlechtsdifferenzierungen durch Forschungsdesign, Operationalisierung und statistische Auswertung hergestellt werden (vgl. Frey et al. 2006; Gildemeister 2004). Die Problematik der Reifizierung von Geschlechterstereotypen ist nicht nur an die Operationalisierung gebunden, sondern wesentlich auch an die Datenauswertung: Geschlecht immer auch im Sinne von Intersektionalität im Zusammenhang mit anderen sozialen Kategorien auszuwerten, wird als eine weitere wichtige Strategie empfohlen (vgl. Degele/Schirmer 2004).

Im Sinne einer integrierten Gender-Kompetenz-Bildung in der Hochschullehre ist es nicht zuletzt empfehlenswert, die Operationalisierungsprobleme des Konstrukts „Geschlecht" als Thema im Rahmen der obligatorischen sozialwissenschaftlichen Methodenausbildung aufzugreifen, weil auf diese Weise zum einen alle Studierenden erreicht werden und zum anderen der Anwendungsfall Fragebogen-Konstruktion verdeutlicht, dass und wie neben mess- und umfragetheoretischen sowie forschungsethischen Aspekten auch vermeintlich abstrakte und abgehobene gender- und queer-theoretische Überlegungen zur Konzeptualisierung von Geschlecht ganz praktisch bedeutsam und umsetzbar sind.

Literaturverzeichnis

Baba, Tsuyoshi; Endo, Toshiaki; Ikeda, Keiko; Shimizu, Ayumi; Honnma, Hiroyuki; Ikeda, Hiroshi; Masumori, Naoya; Ohmura, Tousei; Kiya, Tamotsu; Fujimoto, Takashi; Koizumi, Motoiki & Saito, Tsuyoshi. (2011). Distinctive features of female-to-male transsexualism and prevalence of gender identity disorder in Japan. *Journal of Sexual Medicine, 8*(6), 1686–1693.

Basu, Jayanti. (2010). Development of the Indian Gender Role Identity Scale. *Journal of the Indian Academy of Applied Psychology*, *36*(1), 25–34.

Bargad, Adena & Hyde, Janet S. (1991). Women's studies: A study of feminist identity development in women. *Psychology of Women Quarterly, 15*(2), 181–201.

Bem, Sandra L. (1974). The measurement of psychological androgyny. *Journal of Consulting and Clinical Psychology, 42*, 155–62.

Bem, Sandra L. (1981). Gender schema theory: A cognitive account of sex typing source. *Psychological Review, 88*(4), 354–364.

Blashill, Aaron J. & Vander Wal, Jillon S. (2010). Gender role conflict as a mediator between social sensitivity and depression in a sample of gay men. *International Journal of Men's Health, 9*(1), 26–39.

Bortz, Jürgen & Döring, Nicola. (2006). *Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler.* (4. Aufl.). Heidelberg: Springer.

Degele, Nina. (2008). *Gender/Queer Studies: Eine Einführung*. München: UTB.

Degele, Nina & Schirmer, Dominique. (2004). Selbstverständlich heteronormativ: zum Problem der Reifizierung in der Geschlechterforschung. In Sylvia Buchen, Cornelia Helfferich & Maja S. Maier (Hrsg.), *Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen* (S. 107–122). Wiesbaden: VS Verlag.

Dvorsky, George & Hughes, James. (2008). *Postgenderism: Beyond the Gender Binary*. Zugriff am 13. März 2012 unter http://ieet.org/archive/IEET-03-PostGender.pdf.

European Foundation for the Improvement of Living and Working Conditions. (2007). *Gender Mainstreaming in Surveys*. Zugriff am 13. März 2012 unter www.eurofound.europa.eu/ewco/reports/TN0608TR02/TN0608TR02.htm.

Fausto-Sterling, Anne. (2000). The Five Sexes, Revisited – The Varieties of Sex Will Test Medical Values and Social Norms. *The Sciences, 40*(4), 17–23.

Frey, Regina; Hartmann, Jutta; Heilmann, Andreas; Kugler, Thomas; Nordt, Stephanie & Smykalla, Sandra. (2006). *Gender-Manifest. Plädoyer für eine kritisch reflektierende Praxis in der genderorientierten Bildung und Beratung*. Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Zugriff am 13. März 2012 unter www.gender.de/manifest/.

Gildemeister, Regine. (2004). Geschlechterdifferenz – Geschlechterdifferenzierung: Beispiele und Folgen eines Blickwechsels in der empirischen Geschlechterforschung. In Sylvia Buchen, Cornelia Helfferich & Maja S. Maier (Hrsg.), *Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen* (S. 27–45). Wiesbaden: VS Verlag.

Gildemeister, Regine. (2010). Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie* (S. 137–145). (3. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag.

Gillespie, Betty L. & Eisler, Richard M. (1992). Development of the feminine gender role stress scale: A cognitive-behavior measure of stress, appraisal, and coping for women. *Behavior Modification, 16*(3), 426–438.

Gressgård, Randi. (2010). When trans translates into tolerance – Or was it monstrous? Transsexual and transgender identity in liberal humanist discourse. *Sexualities, 13*(5), 539–561.

Groneberg, Michael & Zehnder, Kathrin. (2008). *„Intersex". Geschlechtsanpassung zum Wohl des Kindes?* Fribourg: Paulusverlag.

Häder, Michael (2006). *Empirische Sozialforschung. Eine Einführung.* Wiesbaden: VS.

Hines, Sally & Sanger, Tam. (2010). *Transgender Identities: Towards a Social Analysis of Gender Diversity*. New York: Routledge.

Levant, Ronald F. & Richmond, Katherine. (2007). A review of research on masculinity ideologies using the Male Role Norms Inventory. *Journal of Men's Studies, 15*, 130–146.

Levant, Ronald F.; Richmond, Katherine; Cook, Stephen; House, A. Tanner & Aupont, Maryse. (2007). The Femininity Ideology Scale: Factor structure, reliability, convergent and discriminant validity, and social contextual variation. *Sex Roles, 57*(5–6), 373–383.

Martínez-Patiño, María José. (2005). Personal Account: A woman tried and tested. *The Lancet* 366, Suppl1: 38.

Meyerowitz, Joanne. (2004*). How Sex Changed: A History of Transsexuality in the United States*. Cambridge: Harvard University Press.

Moosbrugger, Helfried & Kelava, Augustin. (Hrsg.). (2012). *Testtheorie und Fragebogenkonstruktion* (2. Aufl.). Heidelberg: Springer.

Mummendey, Hans-Dieter & Grau, Ina. (2008). *Die Fragebogen-Methode* (5. Aufl.). Göttingen: Hogrefe.

Nagoshi, Julie L. & Brzuzy, Stephan/ie. (2010). Transgender theory: Embodying research and practice. *Affilia: Journal of Women & Social Work, 25*(4), 431–443.

Nestle, Joan; Wilchins, Riki & Howell, Clare. (2002). *GenderQueer: Voices From Beyond the Sexual Binary.* Los Angeles: Alyson.

Olyslager, Femke & Conway, Lynn. (2007). *On the Calculation of the Prevalence of Transsexualism*. Paper presented at the WPATH 20th International Symposium, Chicago, Illinois, September 5–8. Zugriff am 13. März 2012 unter http://ai.eecs.umich.edu/people/conway/TS/Prevalence/Reports/Prevalence%20of%20Transsexualism.pdf.

O'Neil, James; Helms, Barbara; Gable, Robert; David, Laurence & Wrightsman, Lawrence. (1986). Gender role conflict scale: College men's fear of femininity. *Sex Roles, 14*, 335–350.

Preves, Sharon E. (2003). *Intersex and Identity: The Contested Self.* Brunswick: Rutgers University Press.

Roxie, Marilyn M. (2011). *Genderqueer Identities and Terminology*. Zugriff am 13. März 2012 unter http://genderqueerid.com/gq-terms.

Rubin, Gayle. (1975). The Traffic in Women: Notes on the "Political Economy" of Sex. In Rayna Reiter (Hrsg.), *Toward an Anthropology of Women* (S. 157–210). New York: Monthly Review Press.

Sax, Leonard. (2002). How common is intersex? A response to Anne Fausto-Sterling. *Journal of Sex Research*, *39*, 174–178.

Schneider-Düker, Marianne & Kohler, André. (1988). Die Erfassung von Geschlechtsrollen – Ergebnisse zur deutschen Neukonstruktion des Bem Sex-Role-Inventory. *Diagnostica, 34*(3), 256–270.

Schnell, Rainer; Hill, Paul & Esser, Elke. (2008). *Methoden der empirischen Sozialforschung* (8. Aufl.). München: Oldenbourg.

Singh, Devita; Deogracias, Joseph J.; Johnson, Laurel L.; Bradley, Susan J.; Kibblewhite, Sarah J.; Owen-Anderson, Allison; Peterson-Badali, Michele; Meyer-Bahlburg, Heino F. L. & Zucker, Kenneth J. (2010). The Gender Identity/Gender Dysphoria Questionnaire for Adolescents and Adults: Further validity evidence. *Journal of Sex Research, 47*(1), 49–58.

Tate, Chuck. (2011). The "problem" of number revisited: The relative contributions of psychosocial, experiential, and evolutionary factors to the desired number of sexual partners. *Sex Roles, 64*(9–10), 644–657.

Valentine, David. (2007). *Imagining transgender: An ethnography of a category*. Durham: Duke University Press.

Veale, Jaimie F. (2008). Prevalence of transsexualism among New Zealand passport holders. *Australian and New Zealand Journal of Psychiatry, 42*(10), 887–889.

Voß, Heinz-Jürgen. (2011). *Making Sex Revisited: Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive*. Bielefeld: transcript.

Wester, Stephen R.; Vogel, David L.; O'Neil, James M. & Danforth, Lindsay. (2012). Development and Evaluation of the Gender Role Conflict Scale Short Form (GRCS-SF). *Psychology of Men & Masculinity*, 13, 199–210.

Zur Person

Nicola Döring, Prof. Dr., Technische Universität Ilmenau, Institut für Medien und Kommunikationswissenschaft – Fachgebiet Medienpsychologie und Medienkonzeption. Arbeitsschwerpunkte: Medien- und Technikpsychologie, Medienkonzeption, Medienpädagogik, Sexual- und Geschlechterforschung.

Kontakt: Technische Universität Ilmenau, Institut für Medien und Kommunikationswissenschaft, Ehrenbergstraße 29, 98693 Ilmenau

E-Mail: nicola.doering@tu-ilmenau.de